

LISA UNGER

DAS
GIFT DER LÜGE

ROMAN

DEUTSCH
VON EVA BONNÉ

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Beautiful Lies« bei Shaye Areheart Books,
an imprint of Crown Publishing Group,
a division of Random House, Inc., N.Y.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Lisa Unger
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück, 30827 Garbsen
Gesetzt aus der Janson-Antiqua
bei DTP-Service Apel, Hannover

eISBN: 978-3-641-16248-1

www.pageundturner-verlag.de

FÜR JEFFREY
DU BIST ALLES. IMMER.

Denn er war anonym, hatte keinen Namen
... völlig verwaist, Quidam.

CYPRIAN K. NORWID

25. OKTOBER 1972

Manchmal wünschte sie, er wäre tot. Nicht dass er nie geboren worden wäre oder sie ihn niemals getroffen hätte, sondern dass er von einem Auto überfahren oder auf andere gewaltsame Weise umkommen würde; bei einer Kneipenschlägerei oder an einer Maschine, in der sein Arm hängen bleiben und er verbluten würde, bevor Hilfe käme. Und sie stellte sich vor, dass er in diesen letzten Momenten, während das Leben aus ihm wich, begreifen würde, was für ein Ekel er war, welch unwerte Existenz. Sie sah es deutlich vor sich: Das Blut lief in einer schwarzroten, nierenförmigen Pfütze unter ihm zusammen, während Reue und Todesangst ihn packten. Und in einem finalen Augenblick der Erleuchtung verstünde er, dass er lediglich für sein eigenes Verhalten bezahlte. In jenen dunklen Momenten würde es ihm leidtun, so unendlich leid. Aber es wäre zu spät. Solche Hirngespinnste hatte sie, wenn sie an ihn dachte.

Sie lag allein auf der alten, abgewetzten Decke im Dunkeln auf ihrem Bett. Der Heizkörper verströmte heiße, trockene Luft, und gelegentlich klapperte er laut, so als schlug jemand mit einem Schraubenschlüssel gegen die Heizstäbe. Sie lauschte auf das leise, gleichmäßige Atmen ihrer Tochter aus dem Babyfon. Ein starker Wind rüttelte an den Fenstern. Sie wusste, draußen war es kalt, kälter, als es in diesem Herbst bislang gewesen war. Trotzdem schwitzte sie ein bisschen. Die Heizung in ihrem Apartment wurde immer viel zu heiß. Nachts strampelte die Kleine (die mit ihren fast zwei Jahren so klein eigentlich nicht mehr war) die Decke beiseite. Darauf

wartete sie jetzt, auf den plötzlichen Ruck, mit dem das Kind sich herumwarf. Sie wartete aber auch noch auf etwas anderes.

Endlich raste ihr Herz nicht mehr, und endlich hatte die Kleine aufgehört zu weinen; aber sie wusste, er würde zurückkommen. Sie war vollständig bekleidet, trug ein graues Sweatshirt, Jeans und Turnschuhe, und in einer Hand hielt sie das Telefon. Neben ihrem Bein lag ein Baseballschläger. Käme er zurück, würde sie wieder die Polizei rufen, auch wenn die heutige Nacht schon einmal vorbeigeschaut hatte. Da war er schon längst wieder gegangen. Sie hatte eine einstweilige Verfügung. Die Polizei musste anrücken, egal, wie oft sie anrief.

Sie konnte nicht glauben, dass es so weit gekommen war. Ihr Leben. Wäre da nicht ihre Tochter, sie hätte es für eine Katastrophe gehalten; so viele Fehler, so viele enttäuschte Hoffnungen. Aber sie wusste, wenigstens eine Sache hatte sie gut gemacht; ihre Tochter war trotz allem glücklich und gesund, und sie wurde von ihrer Mutter geliebt.

Von dem Wecker neben ihrem Bett ging ein grüner Lichtschein aus. Außer dem Atmen des Kindes und dem Kühlschrankschrummen am anderen Ende der Wohnung war nichts mehr zu hören. Der Kühlschrank war alt; er brummte und klapperte leise. Sie bemerkte das Geräusch kaum noch, außer wenn sie horchend im Dunkeln lag und sich fragte, wo er sich wohl gerade aufhielt und was er als Nächstes plante.

Als sie ihm eröffnete, sie sei schwanger, war ihre Beziehung längst vorbei. Wenn man überhaupt von einer Beziehung sprechen konnte. Sie waren ein paarmal ausgegangen. Er hatte sie mit seinem Monte Carlo abgeholt und war mit ihr zu einer Pizzeria gefahren, wo man ihn offenbar kannte. Er rückte ihr den Stuhl zurecht und sagte ihr, wie hübsch sie sei. Er wiederholte das noch mehrere Male während des Abendessens, als Lückenfüller für ein Gespräch, das mehr stockte, als dass es floss.

Sie hatten sich *The Candidate* mit Robert Redford und *The*

Getaway mit Steve McQueen angesehen. Keiner der Filme hatte sie sonderlich interessiert, aber er hatte nicht gefragt. Er fuhr mit ihr zum Kino, marschierte zur Kasse und kaufte Karten für den Film, den er sehen wollte. Vielleicht hätte sie da schon hellhörig werden müssen. Wenn man eine Frau ins Kino einlädt, sollte man sie da nicht fragen, was sie sehen möchte? Während sie mit einer Tüte Popcorn zwischen den Knien im abgedunkelten Kinosaal saß, spielte er mit ihrem Pferdeschwanz und wiederholte, wie hübsch sie sei. Beim zweiten Mal, während *The Getaway*, ließ sie zu, dass er ihre Brust berührte. Es gefiel ihr fast, sie spürte, wie ihr warm zwischen den Schenkeln wurde. An dem Abend war er mit in ihr Apartment gekommen, und sie hatten miteinander geschlafen. Er war aber nicht über Nacht geblieben. Danach hatte sie noch ein paarmal mit ihm geschlafen, auch wenn er sie nicht länger zum Essen und ins Kino einlud. Und dann, gerade als sie angefangen hatte, bei jedem Telefonklingeln mit dem Klang seiner Stimme zu rechnen und sich an seinen Arm auf ihrer Schulter zu gewöhnen, verschwand er nach und nach aus ihrem Leben. So machten sie es alle, oder? In der einen Woche war man noch ein Paar, in der nächsten wollte man schon nichts mehr voneinander wissen. Eine Zeit lang hatte er sich jeden Abend bei ihr gemeldet, dann jeden zweiten. Dann klingelte ihr Telefon gar nicht mehr. Sie beobachtet es, wie es auf dem Küchentresen stand. Manchmal nahm sie den Hörer ab, um zu überprüfen, ob es auch funktionierte.

Sie war nicht dazu erzogen worden, einem Mann nachzulaufen, ihn einzuladen oder zu fragen, warum er nicht mehr anrief. Als er sich nicht mehr meldete, versuchte sie deshalb gar nicht erst, ihn zu erreichen. Selbstverständlich war sie genauso wenig dazu erzogen worden, sich im Kino von einem Mann begrapschen zu lassen und hinterher mit ihm zu schlafen.

Außerdem war er für sie nicht viel mehr als ein Zeitvertreib gewesen, ein Mittel zum Zweck, um über den Mann vor ihm

hinwegzukommen. Wie unterschiedlich diese beiden Männer rein äußerlich waren. Der erste war reich gewesen, hatte sie schick in die Stadt ausgeführt, ihr Geschenke gemacht, Kleider und Schmuck. Er hatte Französisch mit ihr geredet, was sie zwar nicht verstand, aber doch ziemlich beeindruckte. Ihr Fehler, dass der Mann ihr Chef war. Als er genug von ihr hatte, schlug er ihr vor, bei der Suche nach einem neuen Job behilflich zu sein. Sie waren so verschieden gewesen, dieser Mann und sein Vorgänger, aber letztendlich doch alle gleich. Irgendwann langweilten sie sich mit ihr und wollten, dass sie verschwand. Oder sie wurden kühl und distanziert. Oder gewalttätig, so wie dieser.

Ihre Eltern, beide starke Raucher, waren viel zu jung und innerhalb von zwei Jahren nacheinander gestorben. Ihre Mutter an einem Emphysem, langsam und qualvoll, ihr Vater nach einem plötzlichen Herzinfarkt. Sie hatte keine Geschwister. Es gab folglich niemanden, dem sie mit ihrer unehelichen Schwangerschaft hätte Schande machen, aber auch niemanden, an den sie sich hätte wenden können. Maria war ihre einzige Freundin; sie wohnte im selben Haus und wurde von allen nur »Madame Maria« genannt. Die ältere Frau verdiente sich ihren Lebensunterhalt, indem sie Leuten, die in ihr Apartment kamen, die Tarot-Karten legte. Sie gab die guten Ratschläge der »Göttin« weiter, wie sie zu sagen pflegte. Madame Maria hatte ihr erzählt, ein Geschenk sei unterwegs. Maria sagte das immer; diesmal hatte sie Recht behalten.

Als sie ganz sicher war, ging sie zu ihm. Er fragte sie, woher sie wissen wolle, dass es von ihm sei? In dem Moment hasste sie ihn und fragte sich, wie sie sich so billig jemandem hatte hingeben können, der sie so wenig verdiente. Sie versicherte ihm, dass sie nichts von ihm verlange, dass sie ihm nur die Möglichkeit geben wolle, dem Kind ein Vater zu sein. Er ließ sie mitten auf einem dunklen Parkplatz stehen. Es fing an zu regnen, ein leichter Sprühregen, und sie hörte seinen Monte

Carlo davonbrausen. Es war ein Fehler gewesen, sich an ihn zu wenden. Sie hatte sich in ihm getäuscht. Sie hatte gedacht, er würde Verantwortung übernehmen. Wieder falsch.

Später dann, als das Baby ein paar Monate alt war, begann er, sie zu besuchen – vielleicht aus Schuldgefühl oder aus Neugier, oder vielleicht sogar aus irgendeiner verborgenen Liebesfähigkeit heraus. Offensichtlich war er daran interessiert, seine Vaterrolle zu erfüllen. Aber nach einer gewissen Zeit war es wie beim Kinobesuch: Er bestimmte Zeitpunkt und Art der Veranstaltung, und weil er schon einmal da war, machte er sich an sie heran. Die Auseinandersetzungen begannen. Die Polizei wurde gerufen. Entschuldigungen angeboten. Und angenommen, dem Kind zuliebe. Wieder und wieder ... bis zu jenem unverzeihlichen Nachmittag. Danach hatte der eigentliche Krieg angefangen, und sie hatte viele Nächte so wie diese verbracht. Sie lag vollständig angezogen im Dunkeln und wartete. Sie hatte sehr viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken, warum alles so gekommen war. Sie hatte sich an jedes einzelne Gespräch mit ihm zurückerinnert, jede ihrer Aussagen und Handlungen seziert und analysiert und sich gefragt, was sie hätte anders machen können. Aber immer wieder kam sie zu dem Schluss, dass ihr schon im Kino etwas hätte auffallen müssen. Nie hatte er gefragt, was sie sehen wolle. Daran hätte sie erkennen müssen, zu welchem Typ Mann er gehörte. Manchmal steckt die ganze Wahrheit in einem kleinen Detail.

Sie erinnerte sich an jenen Nachmittag. Er hatte sich wie ein Zeichen auf ihrer Haut eingebrannt: »R« für Rabenmutter. Sie erinnerte sich, wie Maria sie in der Arbeit angerufen hatte, wie sie nach Hause gerannt war, wo er während ihrer Schicht auf das Kind aufpassen sollte. Sie erinnerte sich an das Wehgeschrei, durchdringend und herzerreißend. Sie spürte die Verbindung zwischen ihrem Herzen und dem ihres Kindes, während sie die Treppe hochjagte, immer zwei Stufen auf

einmal. Sie erinnerte sich, wie sie ins Zimmer stürzte und er auf dem Sofa saß, das Gesicht schlaff, wie gelähmt vor Angst. Die Tür zum Kinderzimmer war geschlossen, so als hätte er das Weinen des Kindes aussperren wollen. Ihr wurde schlecht, und als sie die Tür aufstieß, spürte sie schreckliche Angst. Das Baby saß in seinem Bettchen, das Gesicht rot vom Schreien, ein Arm unnatürlich verdreht. Der Anblick war Grauen erregend. Sie packte das Kind und rannte los, schrie: »Was hast du getan? Was hast du getan? Sieh, was du getan hast!« Er saß schweigend da und streckte die Arme von sich. Mit dem verletzten, schreienden Kind auf dem Arm stürzte sie nach draußen. Sie sah ihn nicht einmal mehr an.

Sie wollte nicht, sie konnte nicht auf den Krankenwagen warten. Sie setzte das Kind in den Autositz, so vorsichtig wie möglich. Spürte die Schreie des kleinen Mädchens wie Messerstiche, die sie innerlich zerstachen und töteten. Sie wünschte sich, Blut zu weinen statt Tränen. Während sie fuhr, versuchte sie, ihre Stimme unter Kontrolle zu bringen, das Kind zu beruhigen. »Ist schon gut. Ist doch gut, mein Schätzchen. Mammy ist hier. Mammy ist hier.«

In der Notaufnahme nahm ihr ein Arzt das Kind ab und lief durch das ganze Krankenhaus, bis zur Kinderstation, sie immer hinterher. Sie betete. Betete, dass ihr Kinderarzt, der abwechselnd hier und in der Little-Angels-Klinik arbeitete, heute Dienst hätte. Ihre Gebete wurden erhört, und wenige Minuten später befand sich ihre Tochter in den behutsamen Händen des Doktors.

»Oh, mein kleines Mädchen. Was ist denn mit dir passiert?«, fragte er leise. Sie konnte nichts tun, musste stumm dabeistehen.

»Mama«, sagte er sanft. Er nannte sie nie bei ihrem Namen, wenn er das Kind behandelte. »Ich weiß, dass Sie Angst haben, aber ich muss Sie bitten, draußen zu warten, bis ich dem kleinen Spätzchen hier geholfen habe. Sie sind ziemlich aufgereg

und erschreckt, und das merkt sie, sie fühlt es. Können Sie jetzt ganz tapfer sein und draußen warten?»

Gegen ihren Willen nickte sie und folgte der Krankenschwester nach draußen. Die Krankenschwester, eine junge Frau mit strahlend blauen Augen und dicker Hornbrille, betrachtete sie mit einer Mischung aus Mitleid und Argwohn. Sie war dabei, sich ein Urteil zu bilden. Glauben die womöglich, ich hätte meiner Tochter etwas angetan?, dachte sie voller Angst. Wären sie dazu fähig?

Wenn sie zur Tür des Behandlungszimmers hinübersah, kochten die Emotionen in ihr hoch. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr Brustkorb jeden Moment zerspringen. Das Schreien des Kindes ging in ein Jammern über, dann folgte Stille. Sie war wie gelähmt, wie an den orangefarbenen Plastiksessel gefesselt, unfähig, aufzustehen und nachzusehen. Hundert Jahre später kam der Arzt heraus.

»Sie wird wieder gesund werden«, erklärte er sanft, setzte sich neben sie und legte eine Hand auf ihr Knie. Er erklärte, wie heikel Knochenbrüche bei Kleinkindern seien, was man alles beachten müsse, wenn man den Bruch richte, und welche Behandlung danach nötig sei, damit alles ausheilen könne. Die Worte »*Sie wird wieder gesund werden*« kreisten in ihrem Kopf. Schließlich kam die Information bei ihrem Herzen an, das zu seinem normalen Rhythmus zurückfand. Solange ihr Kind unter Schmerzen gelitten hatte, war sie voller Panik gewesen.

»Es ist in Ordnung«, sagte er und schaute ihr in die Augen. »Alles wird gut werden.«

Aber da war noch etwas anderes in seinem Blick. Sie entdeckte Sorge und Misstrauen in dem sonst so freundlichen Gesicht.

Den restlichen Abend verbrachte sie im Krankenhaus, wo das Kind ein Beruhigungsmittel und einen winzig kleinen Gips um den Arm bekam. Der Doktor blieb bei ihnen, bis es

Zeit war, nach Hause zu gehen. Als sie aufbrechen wollte, berührte er ihren Arm und sah sie mit einem Gesichtsausdruck an, den sie nicht deuten konnte.

»Sie lieben Ihr Kind mehr als alles andere auf der Welt, nicht wahr?«, fragte er. Er wirkte sehr traurig.

»Mehr als alles.«

»Sind Sie in der Lage, es zu beschützen?« Das klang wirklich seltsam, zumal es das Echo jener Frage war, die ihr Herz schon gestellt hatte.

»Wenn jemand meinem Kind etwas antun will, muss er zuerst mich töten.«

Er nickte. »So weit wollen wir es nicht kommen lassen. Sorgen Sie dafür, dass auch wirklich Anzeige erstattet wird. Wir sehen uns hier, am Dienstag – oder früher, falls es Komplikationen gibt.« Seine Stimme klang jetzt streng, und sie nickte gehorsam.

»Ich wünschte«, sagte sie, als er sich von ihr abwandte, »ich wünschte, sie hätte einen Vater wie Sie.«

Er warf ihr einen merkwürdigen Blick zu und schien etwas sagen zu wollen, ließ es dann aber bleiben. Er lächelte sie an, liebenswürdig, beruhigend, voller Mitgefühl. »Ja, ich auch. Wirklich.«

Wann immer sie an diesen Augenblick zurückdachte, füllte sich ihr Herz erneut mit Hass auf jenen Mann, der ihrem Kind Schmerzen zugefügt hatte. Dieser Augenblick war wie das aus Beton gegossene Fundament, auf dem ihr Entschluss fest und unverrückbar stand. Sie würde auf seine ständigen Bitten um Vergebung nicht länger eingehen, auf sein ständiges Betteln um eine Minute, nur eine Minute mit dem Kind, und den darauffolgenden Tobsuchtsanfall, wenn sie ablehnte. Er habe die Kleine versehentlich verletzt, ihr nie wehtun wollen, behauptete er. Er wirkte tatsächlich sehr zerknirscht. Trotzdem erinnerte sie sich immer wieder an die Frage des Arztes: »*Sind Sie in der Lage, Ihr Kind zu beschützen?*« Diese Frage konnte sie nur

dann mit einem Ja beantworten, wenn sie ihn aus ihrem Leben verbannte.

Vermutlich war sie eingedöst, aber irgendetwas holte sie in die Wirklichkeit zurück. Sie ließ das Telefon los und griff nach dem Baseballschläger. Lag reglos da. Ihr Adrenalinpegel stieg, sie lauschte in die Nacht. Die Kleine warf sich im Schlaf herum und seufzte auf. Da war ein kaum hörbares Schnappen, eher ein Klicken, wie von einer gespannten Metallfeder. Es war, als hätte jemand ganz leise die Fliegentür geöffnet.

Er hatte sich noch nie bemüht, leise zu sein. Hatte immer gegen die Tür gehämmert. Sie spürte, wie sich ihre Kehle zuschnürte. Sie rutschte lautlos vom Bett. Vergaß das Telefon, doch der Baseballschläger lag schwer in ihrer Hand. Sie schlich bis zur Türschwelle und spähte durch das kleine Wohnzimmer. Von hier aus konnte sie die Wohnungstür sehen. Das Schloss wirkte plötzlich viel zu zerbrechlich, und sie verfluchte sich dafür, trotz der Ermahnungen der Polizisten kein Sicherheitschloss und keine Kette angebracht zu haben. Sie hatte das Geld nicht gehabt. Das vergitterte Fenster neben der Tür lag über einem Treppenabsatz, der praktisch jedem zugänglich war.

Hatte sie da eben am Fenster nicht seinen Umriss erkannt? Die Vorhänge waren zugezogen, aber die Lampen auf dem Parkplatz brannten die ganze Nacht. Manchmal konnte sie die Schatten der Nachbarn vorbeihuschen sehen, die auf dem Weg zu ihren Wohnungen waren. Sie horchte noch einmal, aber da war nichts. Sie wollte sich gerade entspannen, als sie es wieder hörte – das Geräusch einer gespannten Metallfeder. Stand er an der Wohnungstür, hatte er das Fliegengitter aufgemacht? Ihr Atem ging schneller, und auf ihrer Brust lastete ein schweres Gewicht.

Sie schaute zum Telefon, das auf dem Bett stand. Dachte daran, die Polizei zu rufen, hatte jedoch Angst, erneut einen Fehlalarm auszulösen. Als die Beamten vorhin gekommen wa-

ren, hatte er das Haus längst wieder verlassen. Und obwohl sie ihre Aussage freundlich zu Protokoll nahmen, fühlte sie sich wie der kleine Junge, der zum Spaß »Wolf!« schreit. Die Polizisten noch einmal grundlos zu rufen, wäre ihr entsetzlich peinlich gewesen. Sie packte den Schläger mit beiden Händen und ging langsam auf die Wohnungstür zu.

Sie bewegte sich lautlos. Er war immer hereingepoltert, überlegte sie. Hatte nie versucht, heimlich einzudringen, um ihnen etwas anzutun. Oder – ihr zweiter Albtraum – das Kind zu entführen. In diesem Stadtteil waren während des letzten Jahres drei Kinder verschwunden. Jeden Abend konnte sie die kleinen Gesichter im Fernsehen sehen. Ihr glückliches Lachen, die strahlenden Augen verfolgten sie bis in den Schlaf. Von zu Hause verschwunden, jedes einzelne von ihnen. Keins war wieder aufgetaucht, es gab nicht einmal eine Spur. Hin und wieder hörte sie, eines der Kinder sei in einem Einkaufszentrum gesehen worden, an einer Raststätte oder in einem Freizeitpark. Aber diese Hinweise führten nie zu etwas. Sie musste oft an die Eltern denken, an die gähnende Leere in ihren Herzen, an die schrecklichen Fragen, auf die es keine Antworten gab. Vielleicht war es nur noch Hoffnung, die diese Eltern das Leben ertragen ließ; vielleicht hielt nur der Gedanke, sie könnten eines Tages die Haustür öffnen und ihr Kind vor sich stehen sehen, sie davon ab, sich die Rasierklinge ans Handgelenk oder die Pistole an die Schläfe zu halten. Sie konnte sich die alles lähmende Trauer um ein Kind nicht vorstellen, das vielleicht irgendwo – unerreichbar – lebte oder möglicherweise auch tot war ... Und nie wusste man, was schlimmer war.

Sie stand jetzt einen Meter entfernt vor der Tür, neben ihrem gebraucht gekauften Sofa. Während sie zur Tür geschlichen war, hatte sie nichts mehr gehört, und so stand sie nur starr wie eine Statue da, den Baseballschläger mit beiden Händen umklammernd.

EINS

Es ist dunkel, auf diese schreckliche Weise dunkel, in der man zwar einzelne Gegenstände erkennen kann, nicht aber den schwarzen Raum dahinter. Vor Erschöpfung und Angst geht mein Atem stoßweise. Neben mir auf dem Boden liegt der einzige Mensch, dem ich vertraue. Ich beuge mich über ihn und höre, dass er noch atmet, aber es klingt flach und angestrengt. Er ist verletzt, das weiß ich. Ich kann aber nicht erkennen, wie schwer. Ich flüstere seinen Namen in sein Ohr, aber er reagiert nicht. Ich taste ihn ab, kann jedoch kein Blut fühlen. Vor ein paar Minuten schlug sein Körper hier auf. Es war das schrecklichste Geräusch, das ich jemals gehört habe.

Ich taste auf dem Boden in seiner Umgebung nach der Waffe. Einige Sekunden später spüre ich das kalte Metall an meinen Fingerspitzen und fange vor Erleichterung fast zu weinen an. Aber dafür ist jetzt keine Zeit.

Vor dem ausgebrannten Gebäude höre ich den Regen fallen. Die dicken, schweren Tropfen klatschen auf Stoff. Es regnet auch hier im Haus. Der Regen kommt durch das klaffende Loch im Dach und sickert durch das morsche Holz der Stockwerke und durch die zerfallene Treppe. Er regt sich und stöhnt leise. Ich höre, wie er meinen Namen sagt, und ich beuge mich wieder über ihn.

»Alles ist in Ordnung. Wir kommen hier raus«, flüstere ich, obwohl ich keinen Grund habe, das zu glauben. Irgendwo draußen oder im Stockwerk über uns steht der Mann, den ich zu lieben glaubte, und noch andere Männer, die ich nicht kenne; sie wollen uns umbringen, um das schreckliche Geheimnis

zu bewahren, hinter das ich gekommen bin. Auch ich bin verletzt, die Schmerzen sind unerträglich, und ich würde ohnmächtig werden, wüsste ich nicht, dass es unseren sicheren Tod bedeutete, hier in diesem verfluchten Haus auf Manhattans Lower East Side. In meinem rechten Oberschenkel steckt irgendetwas. Vermutlich eine Kugel oder ein großer Holzsplitter, vielleicht auch ein Nagel. Es ist so dunkel, dass ich kaum das riesige Loch in meiner Jeans erkennen kann. Mein Blut hat den Stoff schwarz eingefärbt. Mir ist schwindlig, alles scheint zu schwanken, aber ich halte durch.

Jetzt kann ich sie hören. Über unseren Köpfen, durch die Löcher im Fußboden sehe ich die Lichtkegel ihrer Taschenlampen herumwandern. Ich versuche, meinen Atem zu kontrollieren, der in meinen Ohren so laut wie ein einfahrender Zug dröhnt. Ich höre, wie einer der Männer zu den anderen sagt: »Ich glaube, sie sind eingebrochen. Sie liegen unten.« Niemand hat geantwortet, aber ich kann hören, wie sie über die knarrende Holztreppe nach unten steigen.

Er bewegt sich. »Sie kommen«, flüstert er. Seine Stimme ist kaum mehr als ein Krächzen. »Ridley, verschwinde von hier.«

Ich antworte nicht. Wir wissen beide, dass ich hierbleiben werde. Ich ziehe ihn hoch. Er bemüht sich aufzustehen, aber der Schmerz in seinem Gesicht ist noch viel schlimmer als der Schrei, den er unterdrückt, um uns ein paar Minuten länger Zeit zu geben. Wir verlassen diesen Ort gemeinsam oder gar nicht. Ich zerre an ihm, obwohl ich weiß, dass ich ihn eigentlich nicht bewegen darf. Ich ziehe ihn bis hinter ein altes, verrottetes Sofa, das umgekippt an der Wand lehnt. Der Weg ist nicht weit, aber ich sehe, dass sein Gesicht kreidebleich wird und sich vor Schmerzen verzerrt. Während ich ziehe, wird er wieder ohnmächtig und scheint plötzlich dreißig Kilo mehr zu wiegen. Aber ich habe gesehen, dass er jedes seiner Glieder bewegen kann; das ist doch immerhin etwas. Ich merke, dass ich angefangen habe zu beten, während ich ihn ziehe. Mein

Bein brennt vor Schmerzen, meine Kräfte schwinden. *Bitte, lieber Gott, bitte, lieber Gott, bitte, lieber Gott*, wieder und wieder, wie ein Mantra.

So, wie das Sofa an der Wand liegt, finden wir beide dahinter Platz. Ich schleife ihn hinein und lege mich neben ihn auf den Bauch. Dann ziehe ich eine alte Holzkiste bis ans Sofa heran und spähe durch die Latten. Sie sind jetzt näher, außerdem bin ich sicher, dass sie uns gehört haben, denn sie reden nicht mehr und haben ihre Taschenlampen ausgeschaltet. Ich halte die Pistole mit beiden Händen und warte. Ich habe noch nie mit einer Waffe geschossen, und ich weiß nicht, wie viele Kugeln in dieser noch stecken. Ich glaube, wir werden hier sterben.

»Ridley, bitte, lass das.« Die Stimme hallt durch das Dunkel. Sie kommt von oben. »Wir werden gemeinsam eine Lösung finden.«

Ich antworte nicht. Ich weiß, es ist ein Trick. Für nichts ließe sich jetzt noch eine Lösung finden; wir alle sind zu weit gegangen. Ich hatte mehr als einmal die Gelegenheit, die Augen zu schließen und weiter in meinem alten Leben vor mich hin zu dämmern. Ich habe keine davon wahrgenommen. Wüsche ich jetzt, es wäre anders? Während die Gespenster immer näher kommen, ist die Frage schwer zu beantworten.

»Sechs«, flüstert er.

»Was?«

»Du hast noch sechs Kugeln.«

ZWEI

Bis vor kurzem war mein Leben eher langweilig. Ich will damit nicht sagen, ich hätte mich bis zum Eintreten des gewissen Vorfalles, der meine Welt auf den Kopf stellte und von dem ich hier berichten möchte, so dahingeschleppt, aber eigentlich war es so. Trotzdem bin ich inzwischen der Ansicht, dass es nicht nur dieses bestimmte Ereignis war, das mich und die Menschen in meinem Umfeld verändert hat, sondern eine ganze Reihe von unzähligen kleinen Entscheidungen. Menschen sind gestorben, Leben wurden umgekrempelt. Die Wahrheit hat uns weniger befreit als vielmehr die sorgsam aufgebaute Fassade weggerissen, und nun stehen wir nackt da und müssen ganz von vorn beginnen.

Ich heiße Ridley Jones, und als alles losging, war ich eine freiberufliche Journalistin, Mitte dreißig, die seit ihrem Studium an der New York University allein in einem Apartment im East Village lebte. Die Wohnung lag im dritten Stock eines kleinen Hauses an der Ecke First Avenue und 11. Straße. Es gab keinen Aufzug, und unten im Haus befand sich eine Pizzeria mit Namen »Five Roses«. Die schwarz vergitterte Haustür, die düsteren Flure, die durchgetretenen Fußböden und der allgegenwärtige Geruch von Knoblauch und Oliven verströmten einen gewissen Charme. Darüber hinaus war die Wohnung für achthundert Dollar Monatsmiete traumhaft günstig. Falls Sie New York kennen, wissen Sie, dass das ein unglaublicher Preis ist, selbst für eine siebzig Quadratmeter große Zweizimmerwohnung mit »einfacher Ausstattung« und Blick auf einen Hinterhof, in dem tagsüber die Hunde bellen.

Die einzig interessante Aussicht hatte ich auf das Wohnhaus gegenüber, dessen Mieter ihr Leben parallel zu meinem führten und genauso mit sich beschäftigt waren wie ich mit mir. Aber die Wohnung gefiel mir, und ich war glücklich dort. Selbst als ich mir eine bessere hätte leisten können, blieb ich. Ich freute mich, in einer vertrauten Umgebung und in unmittelbarer Nähe von New York Citys bester Pizzeria zu leben.

Sie haben sich vielleicht schon gefragt, was es mit meinem Vornamen auf sich hat? Mein Vater, der Kinderarzt Dr. Benjamin Jones, der mit meiner Mutter (früher Tänzerin, heute Hausfrau), die ihn seit jenem Tag im Jahr 1960, als sie sich an der Rutgers University begegneten, liebt und die er liebt, in einem idyllischen und großzügigen Haus viktorianischen Stils in New Jersey lebt, hat seinen schlichten Nachnamen nie gemocht. Für ihn gehörte Jones zu jenen Namen, die man angibt, wenn man inkognito bleiben will, wie Doe oder Smith. Als Jugendlicher hatte er sich für die Banalität seines Namens fast geschämt. Er wurde in einem grauen Vorort von Detroit in Michigan von gewöhnlichen Leuten aufgezogen, die ihn darauf vorbereiteten, ein gewöhnliches Leben zu führen. Er persönlich hielt sich jedoch für alles andere als gewöhnlich, und als er später selbst Vater wurde, wollte er seinen Kindern keinesfalls das Gefühl geben, gewöhnlich zu sein. Er nannte mich Ridley, nach dem Regisseur Ridley Scott – mein Vater war schon immer ein Filmfan. Er fand den Vornamen sehr ungewöhnlich für ein Mädchen; der Name war etwas Besonderes, und er sollte mich ermutigen, ein ganz besonderes Leben zu führen. Und mein Vater fand, dass ich als freie Journalistin in New York City genau das tat.

Ich denke, ich war tatsächlich etwas Besonderes, schon vor dem Zwischenfall, von dem ich Ihnen berichten möchte. Ich meine damit, dass ich meine Eltern liebte und geliebt wurde, dass ich für den größten Teil meines Erwachsenenlebens ein glücklicher Mensch war, dass ich fast alles an mir mag (außer

meine Oberschenkel), dass ich an meiner Arbeit, meinen Freunden, meiner Wohnung hing. Meine Beziehungen zu Männern waren gut, obwohl ich erst vor kurzem so etwas wie wahre Liebe kennen gelernt habe. Lebt man in New York, ist das alles in der Tat außergewöhnlich.

Dennoch war da so viel, von dem ich nichts wusste, eine vielschichtige, verborgene Vergangenheit, von der ich nicht einmal etwas ahnte. Ich stelle mir nur ungern vor, dass das Nichtwissen die Ursache für mein relatives Lebensglück gewesen sein soll, auch wenn Sie das jetzt bestimmt denken. In meinem Innern hat eine Veränderung stattgefunden. Die Welt ist jetzt eine andere, Glück und Harmonie sind zu Trugbildern geworden. Die Frau, die ich einmal war, kommt mir hoffnungslos naiv vor. Ich beneide sie.

Ich blicke auf mein Leben zurück und bin erstaunt darüber, dass es nicht in erster Linie von den großen Ereignissen beeinflusst wurde, sondern von den kleinen, scheinbar unwichtigen. Denken Sie mal darüber nach. Denken Sie an die unerwarteten Zwischenfälle, die ihr Leben verändert haben. War es häufig nicht eine Frage von Sekunden, ob es in die eine oder in die andere Richtung weitergeht? Waren es nicht vollkommen unbedeutende Entschlüsse, aufgrund derer Sie diese Straße oder jene überquerten, sich in Gefahr brachten oder ihr entgingen? Es sind diese Entscheidungen, an denen letztendlich alles hängt. Wen man heiratet, welchen Beruf man ergreift, wie man aufgezogen wurde – ja, das ist der große Rahmen. Aber wie heißt es doch so schön: Der Teufel steckt im Detail.

Dann werde ich jetzt also beginnen.

Es war Montagmorgen, und der New Yorker Herbst ging langsam in den Winter über. Der Altweibersommer war vorbei, die Luft zum ersten Mal richtig kalt. Es war meine liebste Jahreszeit. Die zwischen den Betonmauern eingeklemmte Hitze und drückende Schwüle hoben sich, und die ganze Stadt wirkte wie neu in ihrer Frische.

Als ich an diesem Montag aufwachte, konnte ich an dem wenigen Licht, das es durch die Fenster zu mir hereinschaffte, sofort erkennen, wie grau der Tag war. An den Glasscheiben hingen Regentropfen. Dieses kleine Detail ließ mich einen Entschluss fassen. Ich streckte einen Arm unter meiner Daunendecke hervor, griff nach dem schnurlosen Telefon neben dem Bett und wählte eine Nummer.

»Praxis Dr. Rifkin«, tönte eine Stimme, so hart und flach wie ein New Yorker Bürgersteig.

»Hier spricht Ridley Jones«, sagte ich mit gespielter Heiserkeit. »Ich bin ziemlich erkältet. Ich könnte trotzdem kommen, aber ich will den Doktor nicht anstecken.« Zur Bekräftigung schob ich ein erbärmliches Hüsteln nach. Dr. Rifkin, ein Gnom von einem Mann, kümmerte sich seit meinem Studium an der NYU um mein Gebiss. Er hatte einen langen weißen Bart und einen Schmerbauch, trug karierte Hemden unter Hosenträgern und orthopädische Schuhe und bewegte sich mit einem lustigen Watscheln vorwärts. Ich war jedes Mal enttäuscht, wenn ich seinen breiten Long-Island-Akzent hörte. Er hätte schottisch reden und nach Whisky riechen sollen.

»Lassen Sie uns einen neuen Termin vereinbaren«, kam es übertrieben pflichtbewusst zurück, so als glaubte sie mir kein Wort, scherte sich aber herzlich wenig darum.

Damit war ich frei. Ich muss dazu sagen, dass Freiheit mir mehr als alles andere bedeutet – mehr als Jugend, Schönheit, Ruhm oder Geld. Nicht unbedingt mehr als Liebe, auch wenn einige meiner besten Freunde der Meinung sind, dass es in dieser Frage in meinem Innersten mindestens auf einen Gleichstand hinausliefe. Einer dieser Menschen war Zachary.

»Frühstück bei Bubby's?«, fragte ich, sobald er sich gemeldet hatte. Es folgte eine kurze Pause. Ich hörte, wie er sich im Bett umdrehte. Noch einige Monate zuvor hätte ich wahrscheinlich neben ihm gelegen.

»Hast du nicht gerade einen Job?«, fragte er.

»Ich befinde mich momentan in einer Phase zwischen zwei Aufträgen«, entgegnete ich mit gespielter Empörung. Das stimmte; ich arbeitete freiberuflich und steckte *meistens* zwischen den Aufträgen. Was mir jedoch aus einer ganzen Reihe von Gründen egal war.

»Wann?«, fragte er. Aus seiner Stimme klangen Hoffnung und Wehmut heraus, die ich bei Telefonaten mit ihm häufiger hörte.

»In einer Stunde?«

»Okay, bis gleich.«

Ich hätte Zachary heiraten sollen, oder zumindest war er der Mann, den ich heiraten sollte. Wir kennen uns, seit wir Kinder waren. Meine Eltern haben ihn geliebt, vielleicht mehr als meinen Bruder. Meine Freunde mochten ihn, sein rotblondes Haar, seine strahlenden Augen, seinen durchtrainierten Körper, seine erfolgreiche Kinderarztpraxis, die Art, wie er mit mir umging. Selbst *ich* mochte ihn. Aber als es darauf ankam, machte ich einen Rückzieher. Warum? Aus Bindungsangst? Viele Leute haben das gedacht, ich jedoch nicht. Ich kann nur sagen, dass mir »auf ewig« und »Zachary« nicht vereinbar erschienen. Mir fällt nichts Konkretes ein, an dem es gelegen hätte. Wir waren wirklich gute Freunde, der Sex war toll, und unter anderem teilten wir eine Vorliebe für die Dinosaurierausstellung im Museum of Natural History und die Eissorte »French Vanilla« von Häagen-Dasz. Aber Liebe ist mehr als die Summe ihrer Teile, oder? Am Ende mochte ich ihn so sehr, dass ich der Meinung war, er verdiene jemanden, der ihn mehr liebte als ich. Wenn Sie das nicht verstehen, sind Sie in guter Gesellschaft. Meine Eltern und Zacks Mutter Esme (die mir manchmal näherstand als meine eigene) waren immer noch am Boden zerstört. Seit wir klein waren, hegten sie die (kaum verhohlene) Hoffnung, aus Zack und mir könne ein Paar werden. Als wir anfangen, uns zu treffen, jubilierten

sie. Als wir uns trennten, litten sie mehr als Zack und ich, wenigstens kam es mir so vor.

An jenem Morgen versuchten Zack und ich, uns wie gute Freunde zu benehmen. Ich hatte die Beziehung vor etwas mehr als sechs Monaten beendet, und wir kämpften noch mit seiner Enttäuschung und seinen verletzten Gefühlen (und verletztem Stolz, wie ich glaubte), um etwas zu erhalten, aus dem sich vielleicht eine dauerhafte Freundschaft entwickeln könnte. Die Lage war ungewöhnlich, gab aber Anlass zur Hoffnung.

Ich rollte von meinem Bett herunter und schob es zurück an die Wand. Wie gesagt, die Böden des Hauses hingen durch. Mein Schlafzimmerboden hatte in der Mitte tatsächlich eine Kuhle. Da mein Bett auf Rollen stand, fand ich mich beim Aufwachen manchmal in der Zimmermitte wieder, besonders nach unruhigen Nächten. Die Unannehmlichkeit war aber nicht der Rede wert, man hätte sie sogar eine liebenswerte Eigenart des Lebens im East Village nennen können.

Ich stellte die Dusche an und schloss die Tür, um die Luft in meinem engen, schwarzweiß gekachelten Badezimmer aufzuwärmen. Während der Regen an die Fenster trommelte, trotete ich in die Küche und kochte mir einen Kaffee. Ich war immer noch nicht richtig wach und träumte vor mich hin, während der Espressokocher zischte und den Duft von Café Bustelo in die Luft blies. Ich konnte den Straßenverkehr auf der First Avenue hören und das Gebäck von Verniero's, der Bäckerei in meinem Block, riechen, deren Lüftungsanlage den Hinterhof mit Wohlgerüchen füllte. Ich schaute zum Haus auf der anderen Seite: Bei dem niedlichen Gitarristen waren die Vorhänge noch zu; das schwule Pärchen saß, für die Arbeit gekleidet, vor großen schwarzen Kaffeebechern am Küchentisch, wobei der Blonde die *Village Voice* und sein dunkelhaariger Freund das *Wall Street Journal* las; die junge Asiatin machte wie jeden Morgen ihre Yogaübungen, ihre Mitbewohnerin las im Nebenzimmer offensichtlich irgendeinen Text laut vom

Blatt ab. Wegen der Kälte waren alle Fenster geschlossen, und diese Leben spielten sich vor meinen Augen ab wie in einem Fernseher ohne Ton. Sie gehörten zu meinem Morgen so wie ich zu ihrem, falls sie sich die Mühe machten, aus dem Fenster zu blicken und mich zu beobachten, wie ich auf meinen Kaffee wartete.

Wie ich schon sagte, befand ich mich gerade zwischen zwei Aufträgen. Ich hatte eben für das *New-York*-Magazin ein Porträt von Rudi Giuliani geschrieben, für das ich ziemlich gut bezahlt worden war. Und ich hatte noch einige andere Eisen im Feuer, Artikel, die ich an mir bekannte Redakteure bei *Vanity Fair*, *The New Yorker* und *The New York Times* geschickt hatte. Ich war seit sieben Jahren im Geschäft und zuversichtlich, dass sich irgendeine meiner Ideen verkaufen ließe; obwohl ich hoffte, dass es eher mittel- als kurzfristig dazu käme. Es ging mir gut. Am Anfang war das freiberufliche Schreiben ein ziemlicher Kampf gewesen. Meine Einkünfte waren mager, und wenn meine Eltern mich nach dem College nicht finanziell unterstützt hätten, wäre ich vermutlich wieder zu ihnen gezogen. Aber da ich über ein Minimum an Talent verfüge, professionell arbeite, mich an Abgabetermine halte und mein nur mäßig ausgeprägtes Ego mit Kritik umgehen kann, hatte ich bald einen guten Ruf und ein paar nützliche Kontakte. Der Rest war einfach nur viel Arbeit.

Dennoch würde es mir bestimmt weniger gut gehen, wäre mein Onkel Max nicht vor fast zwei Jahren gestorben. Dieser Onkel Max war, genau genommen, nicht mein Onkel, sondern der beste Freund meines Vaters. Sie waren zusammen in Detroit aufgewachsen. Mein Vater und Max, Kinder von Arbeitern der Autoindustrie, hatten achtzehn Jahre im selben Vorort zugebracht. Während mein Vater aus ordentlichen Verhältnissen kam – meine fleißigen Großeltern gehörten zur Arbeiterklasse –, hatte Max einen gewalttätigen Alkoholiker zum Vater. Eines Abends, Max war damals sechzehn Jahre alt, hatte

die Brutalität seines Vaters tödliche Folgen. Er hatte die Mutter in ein Koma geprügelt, aus dem sie nicht mehr erwachte. Um ihn vor dem Heim zu bewahren, nahmen meine Großeltern Max auf; sie schafften es sogar, ihm und meinem Vater ein Studium zu finanzieren.

Mein Vater studierte Medizin und wurde Kinderarzt, was er bis zum heutigen Tag ist. Max ging ins Immobiliengeschäft und wurde zu einem der mächtigsten Bauunternehmer an der Ostküste. Er zeigte sich meinem Vater und meinen Großeltern gegenüber ein Leben lang dankbar. Weil meine Großeltern partout kein Geld von ihm annehmen wollten, lud er uns zu Kreuzfahrten in die Karibik ein und überhäufte uns mit großzügigen Geburtstagsgeschenken, von Fahrrädern bis hin zu neuen Autos. Wir haben ihn natürlich angebetet. Max heiratete nie und behandelte mich und meinen Bruder Ace, als wären wir seine eigenen Kinder.

Jeder hatte ihn für einen glücklichen Menschen gehalten. Er lächelte fast immer und war stets zu Späßen aufgelegt. Aber selbst, als ich noch ein Kind war, habe ich diese tiefe Traurigkeit in ihm gespürt. Ich weiß noch, wie ich ihm in die Augen sah, wie der Kummer förmlich seine Mundwinkel nach unten zog. Ich erinnere mich, wie er glasige Augen bekam und abwesend wurde, wenn er sich unbeobachtet fühlte. Und ich weiß noch, dass er meine Mutter Grace ansah, als wäre sie ein attraktiver Preis, den ein anderer gewonnen hatte.

Onkel Max war Alkoholiker, aber da er in betrunkenem Zustand recht zufrieden wirkte, machte sich niemand Sorgen um ihn. Am vorletzten Heiligabend verließ er das Haus meiner Eltern, wo wir den Abend verbracht hatten, und kam nie zu Hause an. Offenbar hatte er nach unserer Feier eine Bar besucht, war Stunden später in seinen schwarzen Mercedes gestiegen, losgefahren und von einer Brücke in den eisigen Fluss gestürzt. Wir werden nie erfahren, ob es Selbstmord oder ein Unfall war. Das Fehlen jeglicher Bremsspuren war ein Hin-

weis darauf, dass er nicht versucht hatte, das Unglück abzuwenden. In der Nacht hatte es gefroren. Vielleicht war das der Grund, vielleicht hatten die Reifen auf der spiegelglatten Straße keinen Halt gefunden. Vielleicht war er auch am Steuer eingeschlafen, hatte nichts davon mitbekommen. Wir alle halten an der Unfallversion fest, weil uns die Alternativen keine Ruhe mehr lassen würden.

Die ganze Familie war krank vor Kummer, aber meinen Vater traf es besonders hart. Er hatte den Menschen verloren, mit dem er den längsten Teil seines Lebens zugebracht hatte. Den heiligen Abend zu feiern, kam uns irgendwie falsch vor. Der Abend, den wir immer mit Max verbracht, der Abend, an dem wir ihn verloren hatten.

In seinem Testament hatte Max einen Großteil seines Vermögens meinen Eltern und der Maxwell Allen Smiley Foundation vermacht. Er hatte die Stiftung schon vor meiner Geburt ins Leben gerufen, um Hilfsprojekte für misshandelte Frauen und Kinder zu finanzieren. Auch mein Bruder Ace und ich erbten eine größere Summe. Ich legte meinen Anteil mit Hilfe eines Beraters sicher an. In der Folge besaß ich plötzlich jene Freiheit, nach der ich mich immer so gesehnt hatte. Mein Bruder hingegen jagte sich das Geld in den Arm. Zumindest nahm ich das an. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

An jenem Morgen dachte ich an nichts von alledem. Ich freute mich einfach nur auf den Tag, der zu meiner freien Verfügung stand, an dem ich tun konnte, wozu ich Lust hatte. Ich duschte, föhnte meine Haare, zog eine alte Levi's-Jeans an, so verwaschen und weich wie eine schöne Erinnerung, dazu ein knallrotes Sweatshirt von Tommy Hilfiger, Nikes und ein Yankee-Baseballcap und verließ mein Apartment. Hätte ich damals etwas geahnt, ich wäre an der Tür stehen geblieben und hätte mich von meinem wunderschönen Leben verabschiedet, von meiner beneidenswert einfachen, bequemen und glücklichen Existenz.

Im Flur bemühte ich mich um Geräuschlosigkeit. Ich hatte Victoria, meine ältere Nachbarin, im Verdacht, hinter ihrer Tür zu lauern und mein Kommen und Gehen zu verfolgen. Seitdem mir das klar geworden war, schlich ich mich leise aus und in meine Wohnung. Nicht dass ich sie nicht gemocht hätte. Es war nur so, dass sich aus ihrer Einsamkeit und meinem Mitleid häufig ein zehn- bis zwanzigminütiges Gespräch ergab. An jenem Morgen war ich jedoch nicht leise genug gewesen. Während ich meine Tür zuzog, hörte ich, wie ihre sich öffnete.

»Entschuldigung«, flüsterte sie, »ist da jemand?«

»Hallo, Victoria. Guten Morgen«, sagte ich und ging auf die Treppe zu.

Victoria war so dünn und bleich wie ein Papierstreifen. Ihr geblühtes Hauskleid hing an ihr herunter. Irgendwann hatte sie angefangen, ihre Haare unter einer schiefergrauen Perücke zu verstecken, die sie offensichtlich mit der Schere bearbeitet hatte. Ihre Gesichtshaut hing faltig von den Knochen. Bei jeder Begegnung verkündete sie mindestens einmal stolz, sie habe noch ihre eigenen Zähne, auch wenn es nur noch fünf oder sechs waren. Sie flüsterte eher, als dass sie sprach, vermutlich aus Angst, die anderen Nachbarn lauschten wie sie hinter ihren Türen. Ich mochte Victoria, auch wenn wir im Grunde täglich das gleiche Gespräch führten und sie täglich aufs Neue vergessen hatte, wer ich war. Sie erzählte jedes Mal von ihren drei Brüdern, die allesamt Polizisten gewesen und schon lange tot waren. Sie erzählte mir, dass sie eigentlich nicht in dem Apartment hatte bleiben wollen, das sie sich mit ihrer inzwischen ebenfalls verstorbenen Mutter geteilt hatte, dass sie es aber nie geschafft habe umzuziehen.

»Ja, wenn meine Brüder noch am Leben wären ...«, fing sie an diesem Morgen an. Ihre Stimme klang brüchig. »Sie waren Polizisten, wissen Sie.«

»Sie müssen sehr mutig gewesen sein«, antwortete ich. Ich

warf der Treppe einen sehnsüchtigen Blick zu und ging dann in Victorias Richtung. Von allen Antworten, die ich ihr im Lauf der Jahre gegeben hatte, schien ihr diese am besten zu gefallen.

»O ja«, sagte sie, und ihr Lächeln wurde immer breiter.
»Sehr mutig sogar.«

Durch den schmalen Türspalt konnte ich nur ein kleines Stück von ihr sehen, das Hauskleid mit den winzigen lila Blümchen, ein bestumpftes Bein, einen grauen orthopädischen Schuh.

Victoria lebte in einer Zeitkapsel aus antiken Möbeln und zugezogenen Vorhängen. Nicht ein einziger Gegenstand in ihrer Wohnung, der nicht mindestens fünfzig Jahre älter als ich gewesen wäre; alles alt und abgenutzt, das meiste verstaubt, alles so schwer wie angewurzelt, als wäre es noch nie von der Stelle bewegt worden. Massive Eichenschränke und Sekretäre, Brokatsofas und Ohrensessel, vergoldete Spiegelrahmen, ein Miniaturflügel, auf dem eine Reihe vergilbter Fotografien stand. Ich war nur gelegentlich in ihrer Wohnung gewesen, um ihr Lebensmittel zu bringen oder eine Glühbirne auszuwechseln. Wenn ich wieder herauskam, umhüllten mich ihre Einsamkeit und Traurigkeit wie ein Mantel. In der Luft hing ein Geruch, den ich nur als vermoderndes Leben bezeichnen kann. Als wäre ein Leben umgekippt, schlecht geworden durch mangelnden Gebrauch.

Ich habe mich oft gefragt, welche Entscheidungen in Victorias Leben dazu geführt hatten, dass sie schließlich ganz allein dastand. Heute beschäftigt mich die Frage nach den Entscheidungen umso mehr. Die großen, die kleinen. Vielleicht hatte sie einmal einen wundervollen jungen Mann gekannt, so wie ich, der sie heiraten wollte. Vielleicht hatte sie ihn, so wie ich, aus Gründen abgewiesen, über die sie sich selbst nicht im Klaren war. Vielleicht war das der erste Schritt in das Leben gewesen, das sie jetzt führte.

Victoria hatte eine Nichte in Long Island, die gelegentlich vorbeischaute (dünnes Haar, dreiviertellanger roter Wollmantel, ganz hübsche Schuhe), einen ambulanten Pflegedienst, der dreimal pro Woche nach ihr sah (jedes Mal andere Mitarbeiter, die so motiviert und energisch daherkamen wie Sargträger), und hin und wieder bemerkte ich auch Lieferanten von »Essen auf Rädern«. Obwohl ich über zehn Jahre in dem Haus gelebt habe, sah ich sie kein einziges Mal ihr Apartment verlassen. Ich hatte den Eindruck, dass sie gar nicht nach draußen gehen *konnte*. Dass sie, sobald sie die Wohnung verlassen und den gekachelten Flur betreten würde, augenblicklich zu Staub zerfiel.

»Tja, wären sie noch am Leben, sie würden den Krach da oben sicher nicht dulden«, flötete sie, wobei sich ihre Stimme fast überschlug.

Ich hatte ihn ebenfalls gehört, den neuen Nachbarn, der am Abend zuvor seine Sachen hochgeschleppt hatte. Ich war nicht neugierig genug gewesen, um den Kopf aus der Tür zu stecken.

»Victoria, er ist gerade erst eingezogen. Machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin mir sicher, dass es da oben bald ruhiger zugehen wird.«

»Wussten Sie, dass ich noch meine eigenen Zähne habe?«

»Das ist toll«, sagte ich lächelnd.

»Sie scheinen ein sehr nettes junges Mädchen zu sein«, gab sie zurück. »Wie heißen Sie?«

»Ridley. Ich wohne gleich nebenan. Fall Sie mal etwas brauchen.«

»Was für ein seltsamer Name für so ein hübsches Mädchen«, sagte sie und entblößte ihr Zahnfleisch. Ich winkte ihr zu und wandte mich zum Gehen.

Treppenstufen und Wände aus grauem Stein, ein rotes Geländer, schwarzweiß gekachelte Flure. Im ersten Stock fing die Leuchtröhre unter der Decke plötzlich zu flackern an, fiel aus

und erwachte dann wieder zum Leben. Alle Lampen im Gebäude taten das; es handelte sich um ein elektrisches Problem größeren Ausmaßes, aber Zelda, die Vermieterin, dachte gar nicht daran, es beheben zu lassen.

»Wie bitte? Denken Sie, ich hätte Geld übrig, das ganze verdamnte Haus neu verkabeln zu lassen? Wollen Sie, dass ich Ihre Miete erhöhe?«, fragte sie, als ich mich bei ihr beschwerte. Das war das Ende der Diskussion; ich sorgte bloß dafür, dass in meiner Wohnung nichts den Weg zur Feuer-
treppe blockierte.

Im engen Erdgeschossflur, der in die Eingangshalle mündete, hing ein Zettel an meinem Briefkasten. Ich hatte aus reiner Faulheit seit Freitag nicht mehr nach meiner Post gesehen. *Zu viele Zeitschriften!*, leuchtete mir das Gekritzel vom Postboten in vorwurfsvollem Rot entgegen. Ich konnte den Briefkasten kaum öffnen, weil er mit zahllosen Briefen, Rechnungen, Werbeprospekten, Katalogen und den neuesten Ausgaben von *Time*, *Newsweek*, *New-York-Magazin* und *Rolling Stone* vollgestopft war. Mit großer Mühe zog ich alles heraus, rannte die drei Etagen zu meiner Wohnung hoch, warf alles hinein, schloss die Tür ab und machte mich wieder auf den Weg.

Jetzt fragen Sie sicher: Müssen wir das alles wissen? All die Einzelheiten, wie sie ihre Wohnung verlässt? Aber diese beiden Ereignisse, diese kleinen Entscheidungen, die ich traf, bevor ich nach draußen ging, veränderten alles. Wäre ich ein anderer Mensch, hätte ich mich vielleicht nicht oder auch viel länger mit Victoria unterhalten. Ich hätte am Briefkasten vorbeimarschieren und den Zettel des Postboten ignorieren können oder ihn gar nicht erst entdeckt. So viele Momente, in denen wir uns anders hätten entscheiden, so viele Dinge, die wir hätten tun können. Wir erkennen sie erst dann mit völliger Klarheit, wenn die Gelegenheit wobei ist. Dreißig Sekunden früher oder später, und ich könnte Ihnen diese Geschichte nicht erzählen. Ich wäre nicht einmal dieselbe Person, die sie erzählt.

Auf der Straße weitere kleine Entschlüsse. Ich war spät dran, deswegen stellte ich mich an den Bordstein und hielt nach einem Taxi Ausschau, anstatt mich nach rechts zu wenden und zu Fuß nach TriBeCa zu laufen (zugegebenermaßen eine längere Strecke, aber durchaus zu schaffen, wenn man genug Zeit hat). In diesem Moment entdeckte ich sie. Eine junge Frau mit rotbraunem, zu einem strengen Pferdeschwanz zurückgebundenem Haar, in dem Buggy vor sich ein Baby, an der Hand ein Kleinkind. Sie standen an der Ampel und warteten. Sie hatten eigentlich nichts Besonderes an sich, ich meine, nichts, was den meisten Leuten aufgefallen wäre. Ich war bloß so beeindruckt von dem Gegensatz zu Victoria. Im Vergleich zu ihrer traurigen einsamen Existenz verkörperten diese drei jungen Menschen Schönheit und Vitalität.

Ich beobachtete die Frau. Sie war klein und strahlte jene Kraft aus, über die scheinbar alle jungen Mütter verfügen – die Fähigkeit zu tragen und zu schieben, kleine Hände zu halten und auf unzählige Bedürfnisse einzugehen; die fast schon buddhistische Ruhe, mit der eine Minipackung Cheerios aus dem Vorderfach der Wickeltasche hervorgezaubert wird, gerade als das kleine Gesicht sich zum Weinen verzieht; die Mimik, die einem Kleinkind, das noch nicht einmal sprechen kann, Mitgefühl und Verständnis signalisiert. Es erschien mir wie eine Symphonie, und einen Moment lang war ich fasziniert. Dann richtete ich meine Aufmerksamkeit wieder auf die sich nähernden Taxis – um halb neun an einem verregneten Montagmorgen. Viel Glück! Nicht ein einziges mit eingeschaltetem Leuchtschild auf dem Dach, und an allen Ecken der Kreuzung ungeduldige Pendler, die sich alle auf das erste freie Taxi stürzen würden. Ich fand mich mit dem Gedanken ab, zu spät zu kommen, und beschloss, mir noch einen Kaffee zu holen. Als mein Blick wieder auf die kleine Familie auf der anderen Straßenseite fiel, schrillten plötzlich alle Alarmglocken. Die Mutter stand über den Buggy gebeugt, und das

Kleinkind, nur für eine Sekunde unbeobachtet, war auf die Straße marschiert. Der Verkehr hatte kurz nachgelassen, aber jetzt stand der kleine Junge mit der verwaschenen Jeans, der roten Daunenjacke und der schwarzen Strickmütze direkt im Weg eines heranbrausenden weißen Lieferwagens. Ein Blick auf den Wagen reichte mir, um einen telefonierenden Fahrer zu erkennen, der hektisch gestikuliert und die Straße vor sich anscheinend nicht weiter zur Kenntnis nahm.

Augenzeugen sagen immer: »Es ging alles so schnell.« Ich kann mich aber an jede einzelne Sekunde erinnern. Ich stürzte, ohne zu überlegen, wie eine abgefeuerte Gewehrpatrone auf die Straße. Ich weiß noch, dass die Frau vom Buggy aufblickte, weil die Leute zu schreien begannen. Ich sah, wie sich ihre Verwirrung in Entsetzen verwandelte. Ich sah, wie die Leute auf dem Gehsteig sich umdrehten und glotzten; ich sah den kleinen Jungen, der ahnungslos und mit wackeligen Schritten auf mich zukam. Ich spürte den harten Asphalt unter meinen Füßen und hörte das Blut in meinen Ohren rauschen. Ich war ganz auf das Kind konzentriert, das mich verdutzt anlächelte, als ich mit ausgestreckten Armen auf es zurannte und an mich riss. Alles außer mir wurde langsamer; die Zeit streckte und wand sich, aber ich war eine Rakete. Ich fühlte die weiche Jacke, den warmen kleinen Körper, den ich mit einem Arm hochnahm. Ich sah den Kühler des Lieferwagens, merkte, wie der Kotflügel meinen Fuß streifte, als wir aus der Fahrbahn hechteten. Ich schaute dem Lieferwagen nach, der mit unverminderter Geschwindigkeit auf der First Avenue weiterfuhr, so als hätte der Fahrer das Drama vor seinen Augen gar nicht bemerkt. Mein Körper war angespannt, ich knirschte vor Schreck mit den Zähnen. Ich entspannte mich erst, als der kleine Junge mich erschrocken anstarrte und zu weinen anfangte. Seine Mutter kam auf uns zugerannt, riss ihn mir aus den Armen und schluchzte in seine kleine Jacke. Sein Jammern steigerte sich zu einem lauten Heulen, so als hätte er instinktiv

begriffen, dass er soeben einer Katastrophe entgangen war. Fürs Erste zumindest. Die Leute blieben rings um mich herum stehen und machten betroffene Gesichter. Ob alles in Ordnung sei? Selbst da hätte ich noch mit Ja geantwortet.

Jetzt werden Sie denken, ich hätte eine gute Tat vollbracht. Alles hat sich zum Guten gewendet. War doch nicht so schlimm. Und ich gebe Ihnen Recht. Jeder Mensch, der ein Herz hat und eine halbwegs vernünftige Reaktion, hätte genauso gehandelt. Ich habe aber von den kleinen Zufällen gesprochen. Hinter mir, an der Ecke First Avenue und 11. Straße, stand ein Fotograf der *New York Post*. Er war gerade auf dem Rückweg vom »Walk of Shame« einiger prominenter Gangster aus dem neunten Bezirk, den er fotografiert hatte, und wollte herausfinden, ob das Five Roses schon geöffnet hätte – was natürlich um halb neun Uhr morgens nicht der Fall war. Daraufhin war er kurz in den Black Forest Pastry Shop gegangen, um sich einen Kaffee und eine Bärenkatze zu holen. Nun lag sein Frühstück vor ihm auf der Straße. Er hatte es sofort fallen lassen, um nach der Kamera zu greifen und das Ganze zu fotografieren.

DREI

In jener Woche muss Nachrichtenmangel geherrscht haben. Na gut, mein – vom *Post*-Fotografen festgehaltener – Stunt war ziemlich sensationell, das muss ich zugeben. Durch Zufall kam ich zu meinen fünfzehn Minuten Ruhm. Was soll ich sagen? Es ging mir runter wie Öl. Und weil ich nicht besonders schüchtern bin und ausgesprochen gern rede, gab ich allen ein Interview: *Good Day New York*, der *Today Show*, der *Post*, den *Daily News*. Mein Telefon klingelte ununterbrochen, und ich genoss es. Der Glanz färbte sogar bis auf meine Eltern ab, die im *New Jersey Record* auftauchten. Meine Eltern sind ebenfalls nicht besonders schüchtern.

Bis Freitag war mein Bild auf sämtlichen lokalen Fernsehkanälen und in allen Zeitungen der Region zu sehen gewesen. Wegen einer Kurzmeldung auf CNN hatten sogar ein paar überregionale Zeitungen das Thema aufgegriffen. Die Leute hielten mich auf der Straße an, um mich zu umarmen oder meine Hand zu schütteln. New York City ist ohnehin ein ziemlich lebendiger Ort, aber wenn man gerade der »New Yorker des Tages« ist, wirkt es schon fast surreal. Die Stadt, die trotz der Menschenmassen so schrecklich einsam wirken kann, löste für einen Moment ihren Blick vom Gehsteig und lächelte mich an. Ich glaube, wenn ein New Yorker eine gute Tat vollbringt, fühlt sich der Rest von uns nicht mehr ganz so allein. Es ist, als würden wir eigentlich *doch* aufeinander aufpassen, selbst wenn es oft anders aussieht.

»Rid, das kann ich nicht glauben«, meinte Zack im NoHo Star über seinen Drink hinweg. Das Echo hundert anderer

Gespräche stieg nach oben und prallte gegen die hohe Decke des Restaurants. Der warme Duft aus dem Brotkorb auf unserem Tisch vermischte sich mit den Gerüchen der asiatisch angehauchten Küche. Ich betrachtete meinen guten Freund – denn das war er immer gewesen – und war dankbar, ihn zu haben.

»Was? Hättest du mir so was nicht zugetraut?«, fragte ich lächelnd.

Er schüttelte den Kopf. Da war er wieder, dieser Ausdruck, eine Mischung aus Sehnsucht und Wehmut und noch etwas anderem, das ich nicht definieren konnte. Ich schaute zur Seite; in solchen Momenten fühlte ich mich wie ein Schuft.

»Natürlich hätte ich es dir zugetraut. Du bist schon immer so gewesen, seit wir klein waren – die Beschützerin der Schwachen und Außenseiter.« Hörte ich da so etwas wie Ablehnung heraus?

»Irgendjemand muss es ja machen«, sagte ich. Ich nahm meinen Cosmopolitan und trank einen Schluck.

»Aber warum du?«, fragte er. »Die Frau hätte besser auf ihr Kind aufpassen sollen. Ihr könntet beide tot sein.«

Ich zuckte die Achseln. Ich konnte keinen Sinn darin erkennen, im Leben eines Menschen einen isolierten Moment zu beurteilen und zu analysieren. Ich war einfach nur froh, zur Stelle gewesen zu sein und das Schlimmste verhindert zu haben. Zack redete immer weiter auf mich ein – was zu erwarten gewesen war.

»Diese ganzen Bilder von dir ... meine Güte. Bald wirst du irgendwelche Verrückten am Hals haben. Du hättest dich nicht drauf einlassen sollen.« Er schüttelte missbilligend den Kopf, aber ich erkannte die Sorge und den Respekt dahinter. Er war ein gutherziger Mann, der um mein Wohlergehen besorgt war.

»Ja, klar«, rief ich lachend, »und zusehen, wie ein kleines Kind von einem Lieferwagen umgemäht wird!«

»Besser das Kind als du«, entgegnete Zack mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Du hast sie nicht mehr alle«, sagte ich lächelnd. Er wäre der Erste gewesen, sich vor einen Lieferwagen zu schmeißen, um ein Kind zu retten. Der Kleine hieß übrigens Justin Wheeler. Drei Jahre alt, und noch viele weitere vor sich. Hatte ich schon erwähnt, dass Zack Kinderarzt war, so wie mein Vater? (Und ja, sie haben zusammengearbeitet – in einigen der Kliniken, in denen sie freiwillig aushalfen. Verstehen Sie jetzt, warum diese Trennung so kompliziert war?) Er hatte sein ganzes Leben dem Schutz und Wohlergehen von Kindern gewidmet, und ich kannte außer meinem Vater niemanden, der dieser Aufgabe mit ähnlicher Hingabe nachkam.

»Im Ernst«, sagte er und lächelte besänftigt zurück. »Pass auf dich auf, bis der ganze Rummel sich gelegt hat.«

Ich prostete ihm zu.

»Auf die Heldin. Auf *meine* Heldin«, sagte er.

Der Rummel legte sich selbstverständlich wieder, und mein Leben fand in seinen natürlichen Rhythmus zurück. Am folgenden Montag – genau eine Woche, nachdem ich Justin gerettet hatte – musste ich feststellen, dass mein Telefon nicht mehr klingelte und mich niemand mehr interviewen wollte. Die für Features zuständige Redakteurin von *Vanity Fair* rief mich wegen eines Artikels über Uma Thurman an. Wir verabredeten uns für den Dienstagnachmittag. Als ich abends schlafen ging, war ich wegen meines kurzen Ruhms immer noch ein wenig aufgekratzt, aber auch froh darüber, dass bald alles wieder beim Alten wäre.

Am nächsten Tag zog ich mich wie eine Erwachsene an und nahm ein Taxi nach Uptown, wo die Redaktionsräume von *Vanity Fair* lagen. Ich traf mich kurz mit der Redakteurin, einer geschäftigen, etwas zugeknöpften und sehr eleganten Dame mittleren Alters, mit der ich schon früher erfolgreich zusammengearbeitet hatte. Wir einigten uns auf ein Honorar und

den Abgabetermin für den Fall, dass Mrs. Thurman mit dem Artikel einverstanden wäre; damit war unser Treffen beendet. Ich nahm die U-Bahn zurück nach Downtown, trödelte ein bisschen im St. Mark's Bookshop herum und spielte mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben. Während ich nach Hause schlenderte, kaufte ich Rosenholz-Räucherstäbchen bei einem Straßenhändler und bedauerte die Existenz der Gap-Filiale an der Ecke Second Avenue und St. Mark's (dem Mekka meiner »Gothic«-Jugend). Es tut mir leid, aber neben einem Laden wie Trash and Vaudeville hat Gap nichts verloren.

Als ich zu Hause ankam, wurde es schon dunkel. In meinem Tahari-Anzug aus schwarzer Gabardinewolle fror ich entsetzlich, außerdem taten mir die Füße weh, die immer noch in unwirksam schick, leider aber schmerzhaft unbequemen Lederpumps von Dolce & Gabbana steckten. Ich fand jedoch, dass ich es mir redlich verdient hatte, mich in diesen wahnwitzig teuren (und so fantastischen) Klamotten unwohl zu fühlen. Es ist unser gutes Recht, im Namen der Mode zu leiden. Ich zerrte einen weiteren unhandlichen Päckchen Post aus meinem Briefkasten, zog meine Schuhe aus und hüpfte die Treppen zu meinem Apartment hinauf.

Meine Wohnung war klein – na gut, winzig – und verfügte lediglich über ein Mindestmaß an Stauraum. Eigentlich gab es da nur einen einzigen Wandschrank am Ende des Flurs, der parallel zu meinem Schlafzimmer verlief und nirgendwo hinführte. Ich war zufrieden damit, schränkte es doch die Menge an Kram ein, der sich im Lauf der Zeit ansammelte. Ich hatte das Gefühl, notfalls alles an einem einzigen Tag einpacken und ausziehen zu können; diesen Gedanken fand ich äußerst beruhigend. Was seltsam war, denn immerhin wohnte ich schon seit zehn Jahren hier und hatte nie an einen Umzug gedacht. Irgendetwas an dem Apartment vermittelte mir sowohl das Gefühl von Sesshaftigkeit als auch von Freiheit. Alles war genau so, wie ich es haben wollte; ein gemütliches Plüschsofa,

weiche Teppiche auf dem Holzfußboden, die Wände erst vor kurzem in einem dezenten Creme gestrichen. Es war gemütlich, vertraut ... *meine* Wohnung. Und dennoch fühlte ich mich an keins der Möbelstücke gebunden.

Abends schlüpfte ich in meine kuschelige schwarze Yogahose und ein Sweatshirt, band meine Haare hoch und machte es mir mit dem Berg ungeöffneter Post auf dem Sofa bequem. Ich legte drei Stapel an: einen für Magazine, einen fürs Altpapier und einen für die Rechnungen. Ich begann zu sortieren.

Die Gedankenlosigkeit, mit der ich die Sendungen durchsah und ablegte, hatte eine entspannende Wirkung. Dann entdeckte ich plötzlich einen großen Umschlag, auf dem mein Name und meine Adresse in schwarzen Lettern handschriftlich hingekrakelt stand. Der Absender fehlte. Obwohl es sich um einen völlig gewöhnlichen Umschlag aus Manilapapier handelte, kam mir die Sache merkwürdig vor. Im Nachhinein betrachtet, strahlte der Umschlag etwas Betrohliches aus, eine Art Böartigkeit, die ich natürlich ignorierte. Ich schlitzte ihn mit einem Brieföffner auf und zog den Inhalt heraus. Selbst heute noch erscheint mir unglaublich, dass drei einfache Gegenstände es schafften, mein gesamtes, vermeintlich sicheres Wissen über mein Leben in Frage zu stellen.

In dem Umschlag steckte ein Zeitungsausschnitt aus der *Post* mit einem Bild von mir. Außerdem ein altes, vergilbtes Polaroidfoto von einer jungen Frau in einem geblühten Kleid, auf deren Hüfte ein kleines Mädchen saß. Die Frau wirkte verkrampft, ihr Gesichtsausdruck gequält. Das Kind schaute mit strahlenden Augen und einem Lächeln zu ihr auf. Hinter den beiden stand ein Mann – groß, breitschultrig, unglaublich gut aussehend, mit einem fein geschnittenen Gesicht und wachen, intelligenten Augen. Mit einer einnehmenden Geste hatte er seine Hand auf die Schulter der Frau gelegt. Irgendetwas in seinem Gesicht kam mir nicht geheuer vor, ich konnte aber nicht sagen, woran das lag. Ich kann

nicht erklären, warum sich auf einmal mein Hals zuschnürte, das Adrenalin in mein Blut schoss und meine Hände zu zittern begannen. Die Frau sah mir so verblüffend ähnlich, als wäre das Foto von mir. Das Mädchen in ihrem Arm ähnelte den Kinderbildern, die ich von mir kannte; auch wenn mir in dem Moment klar wurde, dass ich mich so jung noch nie gesehen hatte.

Und ich fand einen Zettel mit einer Telefonnummer und einer Frage.

Da stand nur: *Sind Sie meine Tochter?*

VIER

Ich benötige nur ein paar Sekunden, um mich in meine Kindheit zurückzusetzen. Ich brauche nur die Augen zu schließen, und Erinnerungen an meine Jugend tauchen auf. Die Gerüche aus der Küche meiner Mutter, der Duft nach Old Spice und Regen an meinem Vater, wenn er abends von der Arbeit nach Hause kam; meine kalten Finger – mein Vater schwitzte leicht, deswegen war es im Haus immer kalt. Ich kann meine Eltern lachen oder singen hören, manchmal auch streiten; später, als es mit meinem Bruder Ace wirklich schlimm wurde, brüllten sie auch. Ich kann mich an meinen grünen Plüschteppich und die Laura-Ashley-Tapete erinnern, winzig kleine Rosen an mintgrünen Stengeln vor einem weißem Hintergrund. Aber während ich mit dem Polaroid in der Hand auf meinem Sofa saß, trat zwischen all den glücklichen und normalen Erinnerungen aus jener Zeit eine ganz besonders hervor. Klar und bedrohlich hob sie sich von den anderen ab.

Ich war fünfzehn und spät von der Schule heimgekommen (in der Highschool war ich fast so etwas wie eine Überfliegerin gewesen). Obwohl ich eigentlich nicht bei Jungs im Auto mitfahren durfte, hatte ich mich von einem älteren Schüler namens Frank Alvarez mitnehmen lassen (breite Schultern, langes, dunkles Haar, ein bisschen durchgeknallt, aber sehr sexy). Nachdem er in der Einfahrt gehalten hatte, versuchte er, mich zu küssen. Ich weiß noch, dass er die Heizung voll aufgedreht hatte, dass Van Halen im Radio lief, dass er eine geradezu unbändige sexuelle Energie ausstrahlte und viel zu viel Rasierwasser benutzt hatte. Polo, glaube ich. Ich empfand die Situa-

tion keineswegs als beängstigend, und obwohl ich nicht »auf ihn stand«, wie wir supercoolen Jugendlichen zu sagen pflegten, fühlte ich mich äußerst geschmeichelt und konnte es gar nicht erwarten, aus dem Auto zu steigen und meine Freundinnen anzurufen.

Als ich ins Haus kam, saßen meine Eltern mit grimmigen Gesichtern am Küchentisch. Mein Vater hielt eine Kaffeetasse in der Hand, meine Mutter sah aus, als hätte sie geweint. Eigentlich war es für meinen Vater noch gar nicht an der Zeit, daheim zu sein, und das Essen hätte auf dem Herd stehen müssen. Aber die Küche war kalt.

»Oh, Ridley«, sagte meine Mutter, so als hätte sie vergessen, dass ich längst zu Hause sein sollte. »Wie spät ist es?« Meine Mutter war ein Spatz von einer Frau, so grazil. Sie hatte feine, edle Gesichtszüge und glänzendes, rotbraunes Haar. Sie bewegte sich mit der Anmut einer Tänzerin und hatte sich ihre verblassten Ambitionen in einer untadeligen Körperhaltung und dem stets hochgereckten Kinn bewahrt. Sie wirkte zehn Jahre jünger als die anderen Mütter, auch wenn sie älter als die meisten war.

»Spätzchen, würdest du für eine Weile raufgehen?«, fragte mein Vater und stand auf. »Wir machen dir gleich etwas zu essen.« Er hatte gerade das begonnen, was wir später seine »Ernest-Hemingway-Phase« nannten, nur ohne den Alkohol. Er trug einen graumelierten Vollbart und hatte einen leichten Bauchansatz (der immer weniger leicht wurde). Er war knapp eins fünfundachtzig groß und hatte kräftige Arme und riesige Hände. Wenn er mich umarmte, verflüchtigten sich alle meine Sorgen. Damals umarmte er mich aber nicht, legte nur seine Hand auf meine Schulter und schob mich zur Treppe.

Nach dem Hereinkommen hatte ich bei ihrem Anblick zuerst befürchtet, wegen Frankie Alvarez Ärger zu bekommen, stellte jedoch schnell fest, dass sie viel zu aufgeregter waren, um sich um minder schwere Vergehen wie dieses zu kümmern.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Lisa Unger**Das Gift der Lüge**

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-16248-1

Page & Turner

Erscheinungstermin: Januar 2015

Als die junge Journalistin Ridley Jones den Hinweis erhält, dass sie nicht das Kind ihrer geliebten Eltern ist, begibt sie sich auf die Suche nach ihrer wahren Identität. Schon bald stößt sie auf ein Netz von Lügen, in dem jeder, dem Ridley je Vertrauen und Liebe geschenkt hat, gefangen zu sein scheint. Dabei ahnt sie noch nicht, dass sie mit ihren Fragen und Nachforschungen die Drahtzieher eines infamen Komplotts aufschreckt, die keine Skrupel haben, Ridley mit allen Mitteln zum Schweigen zu bringen ...